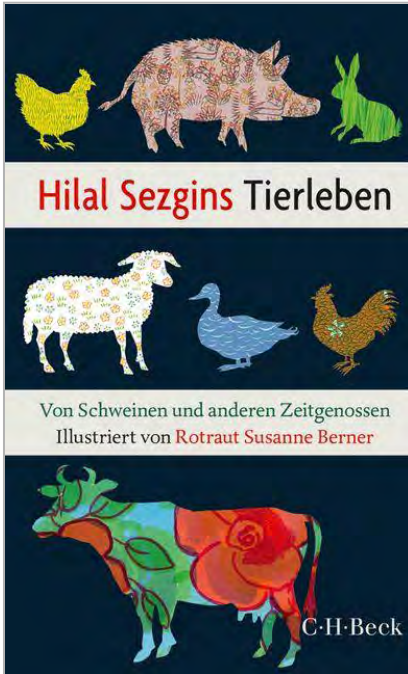


Unverkäufliche Leseprobe



Hilal Sezgin

Hilal Sezgin's Tierleben

Von Schweinen und anderen Zeitgenossen

176 Seiten mit 41 Illustrationen. Gebunden

ISBN: 978-3-406-66658-2

Weitere Informationen finden Sie hier:

<http://www.chbeck.de/13653890>



MIT FERNGLAS UND LUPE

Als ich im Januar 2007 aus Frankfurt am Main aufs Land zog, in die Lüneburger Heide, hatte ich keine Ahnung, was mich dort erwartete. Insbesondere war mir nicht klar, wie viel ich hier über und auch von Tieren lernen würde. Wenn man so zwischen Wald- und Dorfrand wohnt, macht man nämlich alle möglichen Bekanntschaften: mit streichelzahmen Haustieren wie Katzen und Schafen; mit Nutztieren – besser gesagt: meist schmäählich ausgenutzten Tieren – wie Schweinen und Hühnern; mit wildlebenden Tieren wie Rehen und Wildschweinen und schließlich auch mit ungebetenen Nachbarn wie Ameisen und Ratten.

Und man fragt sich: Wieso gehen wir mit den einen so um und mit den anderen anders? Wer lebt glücklich oder gar glücklicher? Was haben die Katzen eigentlich gemacht, bevor wir Menschen Sofas und Kuscheldecken erfunden haben – und was würden Hausschweine machen, wenn man sie wieder in den Wald entließe? Wie können wir Menschen so viel Frieden in der Natur finden, wenn doch die Natur eigentlich ein einziges Fressen und Gefressenwerden ist – und was für ein Frieden könnte sich zwischen Menschen und Tieren ausbreiten, wenn wenigstens wir Menschen das Tiere-Essen einstellten?

Vor allem aber lernte ich viel über die Individualität von Tieren. Zwar mochte ich Tiere schon immer; meine ganze Familie war

tierlieb, wir vergötterten den Nachbarskater, der uns zu seiner Zweitfamilie erkor, und wurden in den 1980er Jahren Vegetarier. Ich hatte daher immer das Gefühl, an den Tieren «recht nah dran zu sein». Aber nicht so nah! Es war dann doch noch etwas anderes, mitten im Agrarland Niedersachsen zu sitzen und Gülle zu riechen, aber nie die dazugehörigen Schweine zu sehen, und selbst Schafe zu versorgen oder Hühner, die aus einer Legefarm kamen. Vor allem diese Hühner lehrten mich etwas Entscheidendes: dass Lebewesen, die von der Industrie so gezüchtet wurden, dass zwei einander fast gleichen wie Klone, doch so viel Persönlichkeit besitzen können – und zwar ganz unterschiedliche Persönlichkeiten.

Je näher wir sozusagen mit der Lupe an die einzelnen Tiere herangehen, desto genauer sehen wir ihre Individualität, die sie natürlich nur entfalten können, wenn sie in Freiheit leben. In einen ungefähr körpergroßen Kastenstand eingezwängt, sieht ein Schwein aus wie das andere – aber sie haben eben auch kein Leben. Erst im freien Leben können sie zeigen, was in ihnen steckt.

Beim nahen Kontakt mit freien Tieren lernen wir daher viel Neues über Tiere – und müssen auch vieles Falsche, was wir über sie eingetrichtert bekommen haben, wieder verlernen und umlernen. Allerdings funktioniert der Erkenntnisgewinn «mit der Lupe» auch bei den Schrecken der Agrarindustrie. Zwar wissen heute viele Menschen, dass Massentierhaltung eine industrialisierte Produktionsweise ist, die nicht eben schonend mit Tieren umgeht: Dort können Tiere eben keine Individuen mehr sein, sondern sind nur «Ressource».

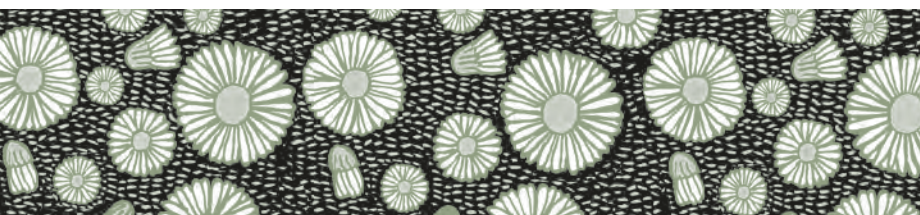
Aber in wie vielen Einzelbereichen wir es bereits geschafft haben, der Biologie gewaltsam den Stempel der Industrialisierung aufzudrücken, das überrascht und entsetzt mich immer wieder. Selbst wenn man schon einiges über die Massentierhaltung zu

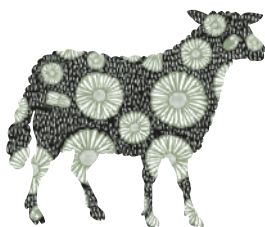
wissen glaubt – wenn man ein Branchenmagazin aus der Schweinezucht oder Geflügelmast aufschlägt, wird einem immer wieder ein neuer Schrecken offenbart. Bei jedem Lebensabschnitt dieser Tiere, in jedem Detail zeigt sich wieder dasselbe Prinzip industrialisierter Gefühllosigkeit. Gefühllosigkeit aber, auf empfindende Lebewesen angewandt, ist Grausamkeit ...

Von solchen Beobachtungen also erzählen die folgenden kurzen Geschichten, die ich überwiegend in den Jahren 2011 bis 2014 geschrieben habe. Sie haben meist etwas Situatives, sind aus einem bestimmten Erlebnis heraus entstanden. Oft habe ich versucht, abwechselnd mit dem Fernglas und mit der erwähnten Lupe zu arbeiten, um ein bisschen genauer hinschauen zu können und zum Beispiel zu sehen, wie Tiere (Plural) derzeit unter uns Menschen leiden; aber auch um mit Respekt zu erkennen, was für ein unverwechselbares Subjekt seines eigenen Lebens jedes Tier (Singular) ist.



FRÜHLING





MIT SCHAFEN BEFREUNDET

Ich kam zu den Schafen wie die Jungfrau zum Kinde. In meinem Fall also zu zweiundvierzig Kindern. Das sind mehrere zierliche Kamerunschafe, die, wenn sie es eilig haben, eher trippeln als laufen; ein Merinolandschaf mit einem Gesicht so sanft wie eine Madonna; eine Heidschnucke; ein Vertreter der beinahe ausgestorbenen Rasse der Jakobs- oder Vierhornschafe, dessen leicht diabolisches vierhörniges Erscheinungsbild in größtem Kontrast zu seinem Anlehnungsbedürfnis steht; schließlich sämtliche Mischformen in Unzahl.

Einige von ihnen lebten bereits hier, bevor ich vor ein paar Jahren beschloss, meinen Hof in der Lüneburger Heide zu beziehen. Ich kam aus der Stadt, kannte die an sich scheue Spezies Schaf nur von Postkarten oder als Unterrubrik der Gattung Wolke. Plötzlich waren sie meine nächsten Nachbarn, ich übernahm sie von meinen Vormietern. Keiner hatte das so geplant, es ergab sich einfach.

Kaum hatte ich mich etwas eingerichtet, musste ich ein neugeborenes Lamm beerdigen – seit langem meine erste Begegnung mit dem Tod. Als die Herde nach einem nassen Winter zu humpeln begann, wegen einer Klauenentzündung, lernte ich mit Klauenschere und Spritze umzugehen. Als eine Mutter nicht genug Milch hatte für ihre Drillinge, erinnerte ich mich an Lisa aus Bullerbü und gab ihnen die Flasche. Kurz bevor es zu viele Schafe

zu werden drohten, gelang es dem Tierarzt, alle Böcke zu kastrieren. Da tummelten sich hier schon zwei Dutzend Lämmer, im Frühling ging es zu wie im Streichelzoo.

Die Nachbarn aus dem Ort karrten Buggys voller Kinder vor die Stalltür, und diese Kinder quietschten vor Entzücken. Die zutraulichsten Lämmer ließen sich auf den Arm nehmen und streicheln. Und mitten hinein in dieses Idyll fragte mancher Erwachsene: «Und schlachten Sie die dann auch zu Ostern?» Wie bitte – schlachten? Etwa meine Flaschenkinder Josh, Emil und Julchen? Oder Jamina Roo, jenes Lamm, das hüpfen lernte, bevor es den ersten normalen Schritt tat, oder vielleicht jenes namenlose schwarze Lamm, das einmal unter einer Buche eingekickt und von der Mutter vergessen worden war, so dass sie nur mit dem anderen Kind zum Stall zurückkehrte? Es war ein matschiger Märztag, ich erwartete Freundinnen aus Berlin; als sie da waren, warf ich ihnen Gummistiefel zu und suchte mit ihnen nach dem verlorenen Lämmchen ...

Nein, Schlachten kommt nicht in Frage. Ob ich wenigstens Käse mache? Nein, auch nicht. «Aber was machen Sie denn dann mit denen?» Nichts! Ich mache gar nichts Besonderes mit «denen». Außer dass ich mich, wenn ich vom Schreibtisch hochblicke, an den Tupfern auf der Weide erfreue. Im Winter füttere ich sie, und im Sommer muss ich ihnen gelegentlich nachjagen, weil wir unterschiedlicher Ansicht sind, was Zäune angeht. Abends, nach der Arbeit, setze ich mich in den Stall; leise malmen sie beim Wiederkäuen; manche seufzen, wenn es ihnen gelungen ist, die Gliedmaßen komfortabel zu strecken; andere traben herüber und fordern mich auf, sie am Hals zu kraulen. Wenn ich nach einer Reise aus dem Auto steige, recken sich zwei, drei Köpfe aus der Stalltür, und das sanfte Merinolandschaft Jana begrüßt mich mit einem warmen, satten Bass.

Dass man Tiere hält, die ohne Nutzen sind, zumal sie «Nutztiere» heißen, scheint für viele Leute gewöhnungsbedürftig zu sein. Wobei ich nicht sicher bin, ob ich die Schafe «halte». Sie sind. Ich bin. Wir sind befreundet. Ihnen einen bestimmten Nutzen abzurufen sehe ich mich weder berufen noch berechtigt. Auch ich bin zu nichts Speziellem nütze. Muss Leben denn zu etwas nütze sein? Ein gesundes Schaf kann bis zu fünfzehn Jahre alt werden, der Nachbar hatte Heidschnucken, die wurden sogar sechsundzwanzig und siebenundzwanzig. Irgendwann allerdings ...

Nie werde ich den entsetzten Gesichtsausdruck jener Frau vergessen, die es fast für grausam hielt, Schafe nicht zu «verwerten». Langsam ahnte sie, auf welch entsetzliches Ende das hinauslief: «Aber wenn Sie nicht schlachten ... dann müssen die Schafe ja alt werden ... und sterben!!!» Ganz genau. Und bis dahin sind sie einfach am Leben, wie wir.

DAS FAASCH ALS LEBEWESEN AN SICH

Kürzlich ist es mir erneut begegnet. Dieses Entsetzen in den Augen eines Menschen, der erfährt, dass es «Nutztiere» gibt, die nicht geschlachtet werden, sondern alt werden und sterben. Und zwar war ich zu einer TV-Diskussion eingeladen mit einem ehemaligen Landwirt und jetzigen Staatssekretär im Bundeslandwirtschaftsministerium namens Peter Bleser. Später würde dieser Mann vor laufender Kamera erzählen, dass Tiertransporte in der EU auf acht Stunden be-

grenzt seien (was nicht stimmt), dass Tiere bei Transporten «gehätschelt und getätschelt» würden (dito), dass in Indien und China bislang «nur Reis gegessen» würde (kein Kommentar) und dass «diese Menschen» geradezu darauf warteten, dass wir sie mit Schweinefleisch versorgten (offenbar die moderne agrarindustrielle Version von «Am deutschen Wesen soll die Welt genesen»).

Mit diesem Herrn also smalltalkte ich vor der Sendung über meine Schafe. Er erkundigte sich, wie ich das machte – ließ ich welche schlachten? Ich sagte, nein, sie seien kastriert, damit sie nicht immer mehr würden und eben keins geschlachtet werden müsse. Ihm ging ein Licht auf: «Aber dann müssen die ja ... sterben!» Er schüttelte betroffen den Kopf, und weil ich dachte, er hätte Mitleid mit eventuell gepeinigten alten Tieren, fügte ich hinzu, bisweilen bestellte ich auch den Tierarzt zum Einschläfern. Ich sei dann dabei. – Und der ehemalige Landwirt und jetzige Hätschel-und-Tätschel-Beschwörer rief: «Das könnte ich nicht!»

Er kann also als Staatssekretär des Landwirtschaftsministeriums darüber uninformiert sein, dass es in der EU furchtbare, tagelang dauernde Tiertransporte gibt, er kann anscheinend damit leben, dass trächtige Kühe geschlachtet werden und ihre Föten langsam im Uterus eingehen. Er kann damit leben, dass Mastschweinen die Schwänze abgeschnitten werden, damit andere Mastschweine sie ihnen nicht aus Frust abbeißen. – Aber einem schwerkranken, leidenden Tier, für das es keine Rettung mehr gibt, den Kopf halten, damit der Tierarzt eine schmerzlose Spritze setzt, das könnte er nicht? Ich fasse es nicht.

Nun ja. Ich habe ja nicht nur alte, sondern auch an sich kerngesunde, aber doch pflegebedürftige Schafe. Meinem Joylein muss ich das Hinterteil jeden Abend dick mit Zinksalbe eincremen. Allabendlich seit fünf Jahren. Vorhin fragte plötzlich

die Apotheke, bei der ich wieder mal vier Kilo Zinksalbe bestellen wollte, telefonisch nach, ob es sich um ein Tier handele, das «der Lebensmittelgewinnung diene». In dem Fall dürfe sie die Salbe nur gegen ärztliche Verschreibung abgeben.

Bei der Klärung der Speziesfrage hatten wir zunächst technische Probleme. Die Telefonverbindung war schlecht. Um was für ein Tier es sich handele, fragte also die Apothekerin, und ich sagte: ein Schaf.

«Ein Faasch?» rief sie zurück. «Was iss'n das?»

«Ein SCHAF!»

«Was soll das sein?»

Das ging mehrmals so hin und her. Schließlich machte ich: «Määhhh!»

«Ach so, ein Schaf! Ja, aber das dient doch der Lebensmittelgewinnung.»

Nein, sagte ich, auf meinem Hof diene niemand der Lebensmittelgewinnung. Es handele sich um einen Gnadenhof. Hier würde nicht geschlachtet, und die Zinksalbe habe ein Arzt der Tierärztlichen Hochschule Hannover verordnet.

«Gut, dann werde ich das so notieren. Ich hoffe, das reicht», sagte sie. (Man merkte, sie war immer noch verstimmt, weil ich zunächst behauptet hatte, dass es sich um ein Faasch handele.)

Was ist das für eine Weltsicht, in der jemand, nur weil er (oder sie) ein Schaf ist, automatisch «der Lebensmittelgewinnung dient»? Wie «dient» man eigentlich der Lebensmittelgewinnung? Kann denn ein lebendes, fühlendes, atmendes Wesen vorrangig Lebensmittel – und erst an zweiter Stelle Lebewesen sein?

Und schließlich passiert es mir auch immer wieder, dass ich von meinen Schafen erzähle – und das Gegenüber sofort beginnt, potentielle Saucen und Zubereitungsarten zu assoziieren. Manchmal ist es wohl humorig gemeint, aber ich finde dieses reflexhafte Abspulen von Rezeptideen, sobald ein Tier erwähnt wird,

schon lange nicht mehr witzig. Ist es nicht ähnlich daneben, bei einem Tier sofort an seine essbaren Teile zu denken, wie bei einer egal wie schönen Frau sofort sämtliche körperlichen Merkmale zu kommentieren? Können sich diese Menschen wirklich nicht vorstellen, dass ein Tier zuallererst lebt, und fühlt, um seiner selbst willen existiert? Wie gesagt: Das fasse ich nicht.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de